

CHARLES LINSMAYER

«Wie hast Du das nur gemacht, mir so unentbehrlich zu werden?» Karl Barth ist 44, als er das 1930 der 31-jährigen Charlotte von Kirschbaum schreibt. Fünf Jahre sind es her, seit sich der Theologieprofessor und die deutsche Krankenschwester im Haus von Freunden in Oberrieden am Zürichsee erstmals begegnet sind. Barth, seit dem «Römerbrief» von 1919 mit seiner «dialektischen Theologie» der viel umschwärmte Star des deutschen Protestantismus, ohne Dissertation in Göttingen und später in Münster Professor geworden, erlebte die Begegnung wie «ein Elementarereignis», etwas, das «über uns hereingebrochen ist» und in dem er bald einmal «die grösste irdische Wohltat in meinem Leben», aber auch «das strengste Urteil wider mein irdisches Leben» erkannte.

Die junge Frau begeisterte sich von Anfang an für seine Theologie, las alle Manuskripte, die er ihr schickte, und bildete sich in engem Verkehr mit ihm zu einer Theologin heran, auf die er bei der Arbeit an seiner «Dogmatik» nicht mehr verzichten wollte. «Sie gehört nun einmal zu mir und meiner Tätigkeit», hiess es im Antrag, mit dem Barth 1935, als er seine Basler Professur antrat, die Fremdenpolizei um eine Aufenthaltsgenehmigung für Frl. Kirschbaum bat. Schon 1929 war sie als persönliche Assistentin in sein Haus eingezogen, das Zusammenleben mit ihm und seiner Familie wurde auch in der Schweiz bis zum Tode Barths 1968 fortgesetzt, und Fachleute sprechen inzwischen der 1975 verstorbenen Mitarbeiterin einen erheblichen Anteil an seiner unvollendet gebliebenen «Dogmatik» zu.

Spektakuläre Briefe

Auf den näheren Umständen der Beziehung Barth-von Kirschbaum ist aber, hervorgerufen nicht zuletzt durch Barth selbst, der die Sache mit grösster Geheimhaltung behandelt wissen wollte, lange ein



«Die grösste Wohltat in meinem Leben»: Karl Barth und Charlotte von Kirschbaum in den 1930er-Jahren.

KARL BARTH-ARCHIV BASEL

unbedingtes Tabu gelegen. Als 1973/74 im Rahmen der Gesamtausgabe von Barths Werken die beiden ersten Bände des Briefwechsels mit Eduard Thurneysen erschienen, waren die Stellen, die sich auf dieses Verhältnis bezogen, durch drei Punkte in eckigen Klammern ersetzt. Und noch 1998 wurde Charlotte von Kirschbaum im «Tages-Anzeiger» als «wissenschaftlich-platonische Lebensgefährtin des Theologen Karl Barth» bezeichnet.

1993 bereits hatten die Erben Karl Barths «angesichts des seit Mitte der Zwanzigerjahre umlaufenden Geschwätzes» beschlossen, der Öffentlichkeit ein authentisches Zeugnis vorzulegen, das nicht nur den Charakter der Beziehung Barth-von Kirschbaum, sondern auch den Anteil der letzteren am Schaffen Barths offenlegen sollte: den bisher unter Verschluss gehaltenen umfangreichen Briefwechsel der beiden. Minutiös genau kommentiert, liegt nun als überzeugende editorische Arbeit von Rolf-Joachim Erler der erste Band dieser

Ausgabe mit den Briefen von 1925 bis 1935 vor.

Eros der Theologie

Erstaunlich an den Briefen, von denen bis 1932 nur die von Barth erhalten sind, ist die enge Verquickung von Liebesbeziehung und Theologie. Verbunden «in der Sehnsucht, seine Ewigkeit zu finden», sieht Barth mit Genugtuung, dass «unsere Liebe» mit der gemeinsamen theologischen Bemühung «auf einmal einen so festen Boden bekommt». Was einem ganz bestimmten Muster folgt, liest man doch in einem Brief von Barths Ehefrau Nelly, den er der Freundin zitiert: «Um Deines Glaubens willen habe ich dich liebgewonnen.»

Spätestens hier ist davon zu reden, dass Barth, als die nun vorgelegte Korrespondenz begann, seit zwölf Jahren mit Nelly Hoffmann verheiratet war und dass aus der Ehe fünf Kinder hervorgegangen waren. Nicht zuletzt, weil sie den Skandal fürchteten, liessen es aber weder Nelly noch Karl Barth auf

eine Scheidung ankommen, sondern erklärte sich die Ehefrau zähneknirschend bereit, die Nebenbuhlerin zu akzeptieren und von 1929 bis 1968 in einem gemeinsamen Haushalt mit ihr und Barth zu leben, was im Familienkreis als «Notgemeinschaft» bezeichnet wurde. Einen «Pascha» schimpfte Barths Mutter ihren Sohn, und sogar Charlotte von Kirschbaum, die sich mit der Zeit gut mit ihr verstand, fürchtete zunächst, Nelly gehe kaputt dabei und sterbe neben Barth «an Unterernährung».

Irdische Liebe

Bei der Beziehung Barth-von Kirschbaum handelte es sich nämlich, wie die Briefe nun eindeutig zeigen, keineswegs um eine platonische «geistliche Minne», sondern, wie Barth es einmal formuliert, «durchaus um die menschliche irdische Liebe...», die uns unter anderen Umständen als Mann und Frau zusammengeführt hätte». So spannend sich die Entstehung und Entwicklung der Liebesgeschichte in

diesen Briefen liest, so schwach ist im Grunde Barths Position, und als Nelly Barth ihm einmal bittere Vorwürfe macht, sieht er sich selbst als «das Karnickel, das wirklich an Allem schuld ist und das nun mit Recht so gezüchtigt wird». Wobei auch das Zusammenleben mit seiner Lollo, die er einmal als die «schlimme Unruhe in meinem Leben» bezeichnet, keineswegs leicht ist und in den Briefen immer wieder von ihren Launen und hysterischen Anfällen die Rede ist, die ihn «als ersten ins Irrenhaus bringen» würden.

«Generalstabschef»

Um 1933 hat sich die «Ménage à trois» soweit gefestigt, dass nur noch selten von den Problemen des Zusammenlebens die Rede ist. Die Arbeit an der Dogmatik und der Einsatz für die gegen die Nazis gerichtete «Bekennende Kirche» stehen nun ganz im Mittelpunkt, und es wird allmählich einsehbar, wie engagiert Charlotte von Kirschbaum an der Seite Barths für die Sache des Protestantismus kämpft

Eigenschaften eines umsichtigen Generalstabschefs.»

Es ist höchst unwahrscheinlich, dass Barth mit einer Veröffentlichung dieses Briefwechsels gerechnet hat, denn anders als in seiner übrigen Korrespondenz nimmt er hier kein Blatt vor den Mund, wenn es um andere Personen geht. Insbesondere der Konflikt mit Emil Brunner – «Irgendwo spinnt er und wird schwerlich ganz zu heilen sein» – leuchtet in seiner ganzen Verbissenheit auf, und man muss das grossartige Karl-Barth-Kapitel in Frank Jehles 2006 erschienener Emil-Brunner-Biografie lesen, um zu sehen, wie versöhnlich die beiden Kontrahenten sich am Ende noch zusammengerauft haben.

Zensur ausgetrickt

Gleichzeitig mit diesem spektakulären Briefwechsel ist mit «Die Akte Karl Barth» von Eberhard Busch auch ein Dokumentenband erschienen, der belegt, auf welchen Widerstand Barth mit seinem mutigen Einsatz gegen die Nazis, für die Emigranten und für die verfolgten Christen im NS-Herrschaftsbereich von 1933 bis 1945 bei den Schweizer Behörden stiess. Der Band ergänzt die bereits publizierten «Offenen Briefe» um die Dokumente ihres politischen Hintergrunds und macht nochmals anschaulich nachvollziehbar, wie kompromisslos sich Barth der anpasserischen Schweizer Aussen- und Flüchtlingspolitik jener Jahre entgegenstellte. Keineswegs mit Bierernst und ohne Humor, wie viele der Texte zeigen. So konterte er etwa die Unterstellung unter die Telefenzensur mit der Erklärung, er brauche nun nicht mehr um eine Audienz bei Bundesrat von Steiger nachzusuchen. «Wenn ich ihm je etwas Dringendes zu sagen hätte, kann ich es ja in Zukunft einfach zu irgendjemandem ins Telefon sagen...»

[i] DIE BÜCHER Karl Barth-Charlotte von Kirschbaum: Briefwechsel. Band 1, 1925–1935. Herausgegeben von Rolf-Joachim Erler. Theologischer Verlag Zürich, 2008, 592 Seiten, Fr. 150.– / Eberhard Busch (Hrsg.): Die Akte Karl Barth. Theologischer Verlag Zürich, 2008, 742 S., Fr. 85.80.

Selbstfindung in Tusche

Der Frauenkunstpreis 2008 geht an die Bieler Künstlerin Luo Mingjun, in deren Werk die Frage nach der eigenen Identität zentrale Bedeutung hat

Wer bin ich? Wo bin ich zu Hause? Luo Mingjun geht in ihrem vielgestaltigen Werk den Grundfragen des Menschseins nach und findet dafür so intelligente wie betörende Bilder.

ALICE HENKES

«Nicht da ist man daheim, wo man seinen Wohnsitz hat», notierte der deutsche Lyriker Christian Morgenstern, «sondern wo man verstanden wird.» Luo Mingjun (der Nachname steht nach chinesischer Sitte vorn) kennt als Chinesin mit Schweizer Pass verschiedene Spielarten von Heimweh und Missverständnis. Sie spricht fließend Englisch und Französisch. In Biel, wo sie seit über zwanzig Jahren lebt, ist sie damit akzeptiert. Doch bereits in Bern fühlt sie sich fremd.

Aus dieser Erfahrung mit Sprachgrenzen entstand das Objekt «No-

ah's Ark». Mit Zeitungen in 200 Sprachen gestaltete sie eine polyglotte Arche, so gross wie ein Sportboot, geformt wie ein Papierschiffchen. Die Schriften wirken irritierend fremd, doch der Arche-Mythos suggeriert Zuflucht. Nicht nur Migranten, «alle Menschen sind auf der Suche nach dem Zuhause», sagt Luo Mingjun.

«Wie eine Befreiung»

Die Suche nach Heimat und Identität zieht sich wie ein roter Faden durch das Werk von Luo Mingjun, die heute Abend in der Galerie Archivarte mit dem Frauenkunstpreis 2008 ausgezeichnet wird. Eine private Stiftung vergibt den mit 10 000 Franken dotierten Preis seit 2001. Luo Mingjuns Arbeiten beeindruckten die Jury durch ihre Gedankentiefe sowie technische Präzision und Vielfalt. «Die Installationen berühren den Betrachtenden auf subtile und eindringliche Weise», heisst es im Jury-Bericht.

Ihre Raffinesse verdankt Luo Mingjun der künstlerischen Ausbildung an der Universität der südchinesischen Provinz Hunan. Dort lernte die heute 45-Jährige die Technik der klassischen Kunst des Westens. Mit zwanzig Jahren malte sie perfekte realistische Porträts in Öl. 1987 kam sie in die Schweiz und besuchte Museen wie im Rausch. «In China endete die Kunstgeschichte damals bei Picasso», sagt sie. Es gab viel zu entdecken. Auch die Einsicht, dass die westliche Kultur nicht ihre eigene ist. Sie legte die Ölfarben beiseite und begann, mit chinesischer Tusche zu arbeiten. «Das war eine Befreiung!», erinnert sie sich.

Ihre frühen Tuscharbeiten zeigen zerrissene chinesische Schriftzeichen. Die Beschäftigung mit Schrift und Sprache führt bald zu komplexen Installationen wie «Water», für die Luo Mingjun Wassergläser mit einem chinesischen Vers

verziert, der so viel bedeutet wie «Tausend Flüsse spiegeln tausend Monde» und das Thema Einheit und Vielfalt poetisch fasst. Entstan-



Preisträgerin Luo Mingjun.

den für eine Ausstellung zu den Zehn Geboten in der Stadtkirche Biel, hinterfragt «Water» die christliche Vorstellung einer allein gültigen Wahrheit.

Schwestern der Träume

Die chinesische Tusche regt Luo Mingjun aber auch zu Pinselzeichnungen an. «Small Things», kleine Dinge des Alltags, Lippenstift und Armbanduhr, skizziert sie auf der Suche nach sich selbst. Mit Bleistift und Acrylfarben entstehen nach alten Fotos grossformatige Bilder von Verwandten und Freunden, immer in einer Mischung aus Präzision und verschwommener Entrücktheit. Erinnerungen sind Schwestern der Träume. Als sie 2006 in Schanghai ausstellte und erstmals ohne ihre Schweizer Familie nach China flog, fühlte sich Luo Mingjun verloren. «Ich konnte China nicht mehr als Chinesin verlassen», sagt sie.

Dieses Fremdsein in der Heimat verarbeitete sie in der Installation «Identität», die 2008 für ihre Ausstellung im Centre PasquArt entstand. In einer Black Box zeigt eine Projektion, wie Luo Mingjun einen Schweizer Pass und einen chinesischen zusammennäht. Doch zwei Teile bilden nicht immer ein glattes Ganzes, wie auch ihr Objekt «Migration» zeigt.

Jetzt möchte Luo Mingjun einen Punkt hinter die Vergangenheit machen. «Die Frage nach der eigenen Identität geht jeden an», sagt sie. In der Galerie Archivarte zeigt sie Gemälde, die dreimal die gleichen Strassenszenen zeigen, mit kleinen Variationen, so, als werde die Strasse von verschiedenen Personen gesehen.

[i] DIE PREISÜBERGABE findet heute Abend um 18 Uhr in der Galerie Archivarte statt. Die Ausstellung dauert bis am 7. Februar.